

und Stadtbeschau keine Signaturen sind (nur heute von uns als solche zu Hilfe genommen werden), erübrigten sie sich auf den Teilen der Altarausstattung. Eisenhoit schlug keine Marken, sondern signierte mit seinem Namenszug die Stockholmer Armillarsphäre (Kat.Nr. 63), den Kelch von 1588 (Kat.Nr. 75), das Altarkreuz von 1589 (Kat.Nr. 76) und den oben genannten Weihwasserkessel (Kat.Nr. 87). Der Fürstbischof und daneben Bürgi beschäftigten Eisenhoit vermutlich so anspruchsvoll und vereinnahmend, daß es diesem ohnehin kaum möglich gewesen wäre, sich anderenorts um weitere Aufträge umzutun. Bei seinem Tod hinterließ er einen unvollendeten Goldkelch, ebenfalls vom Fürstbischof in Auftrag gegeben und Nachweis dafür, daß der Meister durch seine Arbeit an

Warburg gebunden blieb, solange er lebte. Daß auch das Warburger Schützenkleinod (Kat.Nr. 55) keine Marken trägt, liegt mit Sicherheit daran, daß Rat und Bürger der Stadt diesen Schmuck vom berühmten Meister in ihren Mauern gearbeitet wünschten und ihm hierfür das Silber in Form von Talern aushändigten.

Neben allem, was im Katalog über Eisenhoit zusammengetragen ist, verlieren solche Fragen an Gewicht. Das mit Sorgfalt und Kenner-schaft verfaßte und vom Verleger vorbildlich gestaltete Buch gehört zu den wichtigsten neueren Goldschmiedepublikationen. Die Gestaltung des Umschlags befremdet etwas, doch vom Blick auf das Vorsatzpapier an bedeutet die Lektüre nur noch Freude und Gewinn.

Bernhard Heitmann

Die vermessene Stadt – mittelalterliche Stadtplanung zwischen Mythos und Befund

Tagung der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit, Bamberg, 24.-26. März 2003

Unser heutiges Leben ist seit der Industriellen Revolution im höchsten Maße von dem Kulturphänomen »Stadt« geprägt. Es ist daher kaum überraschend, daß die Frage nach der Entstehung der Städte die Literatur und die Wissenschaft schon seit dem frühen 19. Jh. beschäftigt hat. Bekanntlich untermauerte bereits das aufstrebende Bürgertum des frühen 19. Jh.s seine Ansprüche auf politische Selbstbestimmung mit der Berufung auf das mittelalterliche Stadtbürgertum. Dabei entstand ein Bild von der mittelalterlichen Stadt, das mehr die Verhältnisse des 19. Jh.s spiegelte als dessen tatsächliche historische Gestalt. Die Folgen dieser aus Sicht der Wissenschaft unzulässigen romantischen Rückprojektion lassen sich in der Forschungsliteratur noch bis in die 60er Jahre des 20. Jh.s greifen. Inzwischen haben ein kritischerer Blick auf die Schriftquellen und archäologische Grabungen

ein differenzierteres Bild der mittelalterlichen Stadt gezeichnet.

Spätestens seit der medienwirksam zwischen Althistorikern und Archäologen geführten Kontroverse um die Stadt Troja erfreut sich die Frage nach der Entstehung der Städte wieder eines großen öffentlichen Interesses. Was unterscheidet die Stadt von anderen Siedlungsformen? Welche historischen Faktoren haben zur Bildung von Städten geführt? Welcher Personenkreis war hierfür verantwortlich? Handelt es sich um einen langfristigen Prozeß oder einen bewußten Gründungsakt? Alle diese Fragen wurden in den letzten Jahren auch von der mediävistischen Forschung intensiv diskutiert. Die Bamberger Tagung stellte nun die materielle Gestaltwerdung der Stadt in den Mittelpunkt. Sind unsere Städte »gewachsen« oder das Produkt einer rationalen Planung? Wie erkennen wir

4b Westliche Bauflucht der Hauptstraße

- 4/4 Messpunkt auf Achse q1
- 4/5 Messpunkt

Im Folgenden wird die Festlegung der westlichen Straßenkante nachgewiesen.

Der nördliche Teil der Hauptstraße ist 50 Fuß breit und wird gleichfalls von Punkt 4/2 aus mit einem Radius von 1050 Fuß eingemessen.

Der südliche Teil der Hauptstraße beruht auf einer weiteren sehr originellen Konstruktion: Die beiden begrenzenden Baufluchten verlaufen nicht parallel, sondern der Straßenraum verbreitert sich nach Süden zum Kanizgr (1/1). Die beiden Kreisbögen besitzen also nicht wie im nördlichen Teil der Straße einen gemeinsamen Mittelpunkt. Vielmehr ist der Mittelpunkt 4/5 auf dem 2000-Fuß-Bogen um 50 Fuß nach Norden verschoben. Durch diese geringfügige Manipulation, des Mittelpunkts öffnet sich der Straßenraum zum Standardkonstruktionskrieselball.

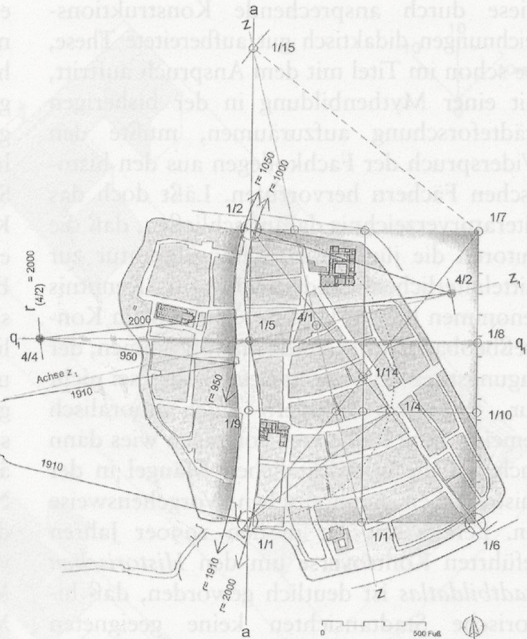
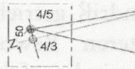
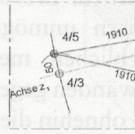
Ausgehend von Messpunkt 4/5 wird ein Radius von 1910 Fuß in entgegengesetzter Richtung („Wechselschlag“) nach Süden abgetragen, der die Baukante festlegt. Die Straßenbreite beträgt hier an der schmalsten Stelle also 90 Fuß. Diese Konstruktion beruht nicht auf einem Vermessungsfehler, wie vielleicht zu vermuten wäre, sondern kann als vermessungstechnischer Trick gelten, der nach an anderer Stelle mehrfach

nachzuweisen ist (Konstruktionschnitt 6/Steingasse und Konstruktionschnitt 7/Langestraße).

Der Übergang zwischen der nordwestlichen und der südwestlichen Straßenkante erfolgt ebenfalls mit einer Bögenkonstruktion. Auf der q1-Achse wird ausgehend von Punkt 4/2 mit einem Radius von 2000 Fuß Messpunkt 4/3 erstellt. Ein Kreisbogen mit Mittelpunkt in 4/4 greift den von Norden kommenden Radius mit 1050 Fuß auf der Verbindungslinie 1/2-4/5 ab und bringt ihn zum Schnitt mit dem 1910-Fuß-Radius um 4/5.

Im südlichen Bereich der Hauptstraße greift eine gerade Bauflucht (heutiges Rathaus) auf einer Länge von ca. 115 m in den Kreisbogen von 1910 Fuß ein. Diese Bauflucht konnte eine in späterer Zeit vorgenommene Korrektur der Straßenkante sein. Besagte Bauflucht löst sich jedoch sehr genau mit der Verbindungslinie zwischen Eckpunkt 2/9 des Befestigungsvierecks und Messpunkt 5/2, der im nächsten Konstruktions-

schnitt 5 erstellt wird, definiert. Mit hoher Wahrscheinlichkeit ist die Bauflucht Bestandteil der Eisenvermessung und hat sich bis heute erhalten. Ein Indiz für das hohe Alter einer Bauflucht ist, dass eine über die Jahrhunderte immer wieder leicht gestörte Baukante im Prinzip trotzdem der geraden Längenausführung folgt (siehe auch Konstruktionschnitt 5a, Achse k/Westseite, Kloster-gasse).



4b	Hauptstraße - Westseite	Radius	geschnitten mit	Pkt. neu	Strecke neu	
4/2	—	1650	×	4/4	—	nordwestl. Straßenkante
4/3	—	2000	—	—	—	—
4/4	—	950	1/9-1/5	q1	—	nordwestl. Straßenkante
1/5	—	8000	—	—	—	—
4/5	—	90	x	4/5	—	—
4/6	—	1910	—	—	—	südwestl. Straßenkante

Abb. 1 Konstruktion der mittelalterlichen Hauptstraße von Offenburg nach Humpert/Schenk (2001, S.234-235)

»geplante« Städte? Wie müssen wir uns Planungsschritte und deren Durchführung konkret vorstellen? Welche methodischen Fragen sollen zukünftig im Vordergrund stehen? Um diese Problemkreise bemühen sich die einzelnen Sektionen.

Den inoffiziellen Anlaß für die Tagung bildete das 2001 zugleich beim Theiss Verlag und bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in Darmstadt erschienene Buch *Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung. Das Ende vom Mythos der »Gewachsenen Stadt«* der beiden Architekten und Stadtplaner Klaus Humpert und Martin Schenk. Hierbei handelt es sich um das Ergebnis eines langjährig von der DFG geförderten Forschungsprojektes, dessen wissenschaftlicher Anspruch noch durch die Vorworte des Vorsitzenden der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und des Präsidenten des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg gesteigert wird.

Ziel dieser Untersuchung ist es, eine allgemeingültige Meßmethode und Planungspraxis aufzuzeigen, die nicht nur der Konstruktion der antiken und mittelalterlichen Stadtgrundrisse, sondern auch von Bauten und sogar Malereien zugrunde liegt. Hierfür wurden eine große Anzahl von Urkatasterplänen und historischen Stadtplänen vorwiegend des frühen 19. Jh.s eingescannt und mit Hilfe des Computers geometrische Grundformen aufgespürt. Als Ergebnis präsentieren die Autoren schließlich ein Basisrechteck (»campus initialis«), das allen mittelalterlichen Messungen und Konstruktionen zugrunde gelegen haben soll. Die mittelalterlichen Stadtgrundrisse stellen sich so als das Produkt komplizierter Entwurfsprozesse auf dem Reißbrett dar, selbst der weitgehend unregelmäßige Verlauf der Hauptstraße von Offenburg (Abb. 1) oder des Campo in Siena entpuppen sich als elegantes Spiel von Lineal und Zirkel.

Diese durch ansprechende Konstruktionszeichnungen didaktisch gut aufbereitete These, die schon im Titel mit dem Anspruch auftritt, mit einer Mythenbildung in der bisherigen Städteforschung aufzuräumen, mußte den Widerspruch der Fachkollegen aus den historischen Fächern hervorrufen. Läßt doch das Literaturverzeichnis darauf schließen, daß die Autoren die jüngere Forschungsliteratur zur mittelalterlichen Stadt nicht zur Kenntnis genommen haben. Und so könnte beim Kongreßbeobachter der Verdacht aufkommen, der Tagungstitel »Die *vermessene* Stadt« sei nicht nur technisch, sondern auch moralisch gemeint. Eine Reihe von Vorträgen wies dann auch auf die grundsätzlichen Mängel in der ahistorischen methodischen Vorgehensweise hin. Bereits seit der in den 1990er Jahren geführten Kontroverse um den *Historischen Stadtbildatlas* ist deutlich geworden, daß historische Stadtansichten keine geeigneten Quellen zur Rekonstruktion von frühen mittelalterlichen Stadtgrundrissen sind. Sie spiegeln erst ein sehr spätes Stadium der Entwicklung wider, dem zumeist mehrere tiefgreifende Veränderungen in der Stadtgestalt vorausgegangen sind. In den Fluß- und Seestädten haben beispielsweise sukzessive durchgeführte Trockenlegungen und modifizierte Uferbefestigungen gerade in den ersten Jahrzehnten den Umriß der Siedlungen erheblich verändert. Ganze Straßenzüge entstanden erst nach und nach auf Terrain, das anfangs noch gar nicht zur Verfügung stand. So konnten Manfred Gläser (Lübeck) und Gunnar Möller (Stralsund) aufzeigen, daß wesentliche Punkte der von Humpert/Schenk postulierten Konstruktion in der Gründungsphase Lübecks und Stralsunds noch mitten im Wasser gelegen hätten. Weitere Beiträge wiesen darauf hin, daß verschiedene Elemente der praktischen Durchführung der von den Autoren beschriebenen Meßmethode buchstäblich im Wege gestanden hätten. Schon die naturräumlichen Gegebenheiten machten den Einsatz der Meßinstrumente unmöglich, schließlich läßt sich mit

einem Seil über einen Hügel hinweg kein gleichmäßiger Zirkelschlag erzielen. Darüber hinaus sind die meisten Städte nicht auf der grünen Wiese, sondern anstelle von Vorgängersiedlungen entstanden, deren bestehende Strukturen den Einsatz von längeren Seilen zur Erzeugung von geraden Linien und Kreisen unmöglich machten. Neben diesen erheblichen methodischen und praktischen Einwänden gegen die skizzierte Theorie erhebt sich ohnehin die Frage, warum der mittelalterliche »Stadtplaner« einen so großen formalen und konstruktiven Aufwand um einen Stadtgrundriß getrieben haben sollte, der für die späteren Bewohner und Besucher weder ästhetisch erfahrbar noch von praktischem Nutzen war. Humpert und Schenk schätzten den Einsatz des Computers zum Auffinden von geometrischen Strukturen mit den Möglichkeiten zur objektiven Datenerfassung. Mit den falschen Daten gefüttert nimmt er jedoch den Charakter einer digitalen Wünschelrute an.

Das Buch von Humpert und Schenk steht mit seinem methodischen Ansatz und der damit verbundenen Fehleinschätzung der Bildquellen in der älteren Tradition der bis in die 1960er Jahre vorherrschenden Forschungsmeinung, in der der Stadtgrundriß als Kunstwerk interpretiert wurde. Mit den seither stetig wachsenden Erkenntnissen aus stadtarchäologischen Grabungen schlug das Pendel in die andere Richtung aus: Die übergreifenden archäologischen Darstellungen zum Stadtwerdungsprozeß in den 1980er und 1990er Jahren betonten fast ausschließlich die Abhängigkeit der Siedlungsgestalt von älteren Vorgängersiedlungen (vgl. die ausführliche Bibliographie in Piekalski, Jerzy: *Von Köln nach Krakau: der topographische Wandel früher Städte* [Zs. für Archäologie des Mittelalters, Beih., 13], Bonn 2001, S.257-284).

Es ist das Verdienst von Humpert und Schenk, die Aufmerksamkeit wieder auf den nicht zu negierenden Planungsaspekt gelenkt zu haben. Wie müssen wir uns also die Gestaltfindung

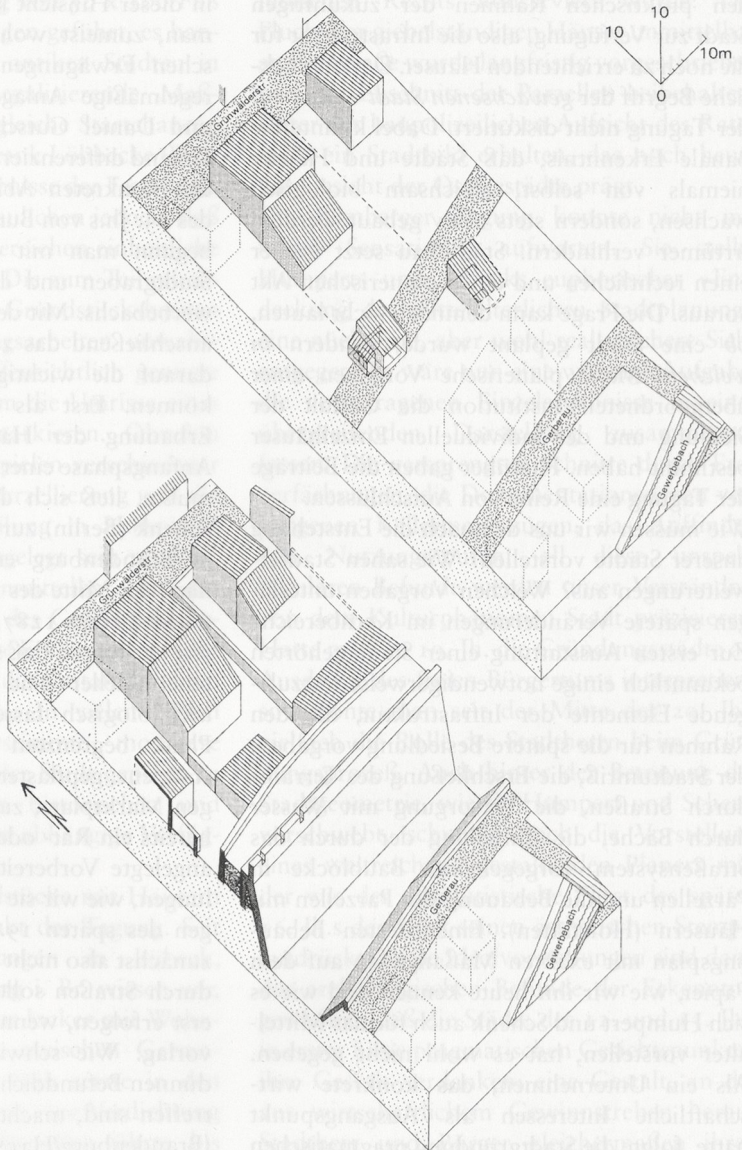
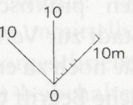


Abb. 2
 Isometrische Veranschaulichung der Siedlungsentwicklung in Freiburg i.Br. im Bereich Grünwälderstraße 16/18: oben um 1120/30, unten um 1200 nach M. Untermann (in: Freiburg 1091-1120. Neue Forschungen zu den Anfängen der Stadt, hg. v. H. Schadek u. Th. Zotz, Sigmaringen 1995, S. 205, Abb. 4)

der mittelalterlichen Stadt im Lichte der neuesten archäologischen Erkenntnisse vorstellen? Matthias Untermann (Heidelberg) wies in seinem einleitenden Vortrag darauf hin, daß eine klare Begriffsdefinition notwendig ist, um zukünftige Mißverständnisse

zu vermeiden. Die Bezeichnung »Gründungsstadt« bezieht sich in erster Linie auf den Rechtsakt der Stadtgründung und sagt wenig über die gestalterischen Voraussetzungen aus. Die »Planstadt« hingegen hat eine gestalterische Planidee als Ausgangspunkt. Sie stellt

den praktischen Rahmen der zukünftigen Stadt zur Verfügung, also die Infrastruktur für die noch zu errichtenden Häuser. Der unglückliche Begriff der *gewachsenen Stadt* wurde auf der Tagung nicht diskutiert. Dabei könnte die banale Erkenntnis, daß Städte und Häuser niemals von selbst, gleichsam biologisch wachsen, sondern stets aktiv gebaut werden, Irrtümer verhindern. Städtebau setzt immer einen rechtlichen und einen planerischen Akt voraus. Die Frage kann demnach nicht lauten, *ob* eine Stadt geplant wurde, sondern *in welchem Maße* planerische Vorgaben einer übergeordneten Institution die Gestalt der Siedlung und der individuellen Einzelhäuser bestimmt haben. Hierüber gaben die Beiträge der Tagung eine Reihe von Aufschlüssen.

Wie müssen wir uns demnach die Entstehung unserer Städte vorstellen? Wie sahen Stadterweiterungen aus? Welchen Vorgaben unterlagen spätere Veränderungen im Kernbereich? Zur ersten Ausstattung einer Stadt gehörten bekanntlich einige notwendigerweise festzulegende Elemente der Infrastruktur, die den Rahmen für die spätere Besiedlung vorgaben: der Stadtumriß, die Erschließung des Terrains durch Straßen, die Versorgung mit Wasser durch Bäche, die Einteilung der durch das Straßensystem vorgegebenen Baublöcke in Parzellen und die Bebauung der Parzellen mit Häusern (Hofstätten). Einen festen Bebauungsplan mit exakten Maßangaben auf dem Papier, wie wir ihn heute kennen und wie es sich Humpert und Schenk auch für das Mittelalter vorstellen, hat es wohl nicht gegeben. Als ein Unternehmen, das konkrete wirtschaftliche Interessen als Ausgangspunkt hatte, folgte die Stadtgründung pragmatischen Prämissen und keinen idealen geometrischen Vorstellungen. So orientierten sich der Stadtumriß und das Straßennetz an den naturräumlichen Gegebenheiten wie einer Uferlinie in Stralsund oder etwa einem Höhenzug, oder man berücksichtigte vorhandene ältere Strukturen wie eine Handelsroute oder einen Kirchenbau wie in Burgdorf (Schweiz). Gab es

in dieser Hinsicht keine Vorgaben, so strebte man, zumeist wohl vorwiegend aus praktischen Erwägungen heraus, eine annähernd regelmäßige Anlage an. Armand Baeriswyl und Daniel Gutscher (beide Bern) konnten anhand differenzierter Ausgrabungsergebnisse den konkreten Ablauf der Stadterweiterung des 13. Jh.s von Burgdorf nachzeichnen. Dort begann man mit den Erdarbeiten für den Stadtgraben und der Kanalisierung des Gewerbebachs. Mit dem Aushub nivellierte man anschließend das zukünftige Stadtgebiet, um darauf die wichtigsten Straßen anlegen zu können. Erst als letzter Schritt folgte die Erbauung der Häuser. Wie wenig in der Anfangsphase einer Stadt schon festgelegt sein mußte, ließ sich dem Vortrag von Thomas Schenk (Berlin) zur Stadtwüstung Freyenstein in Brandenburg entnehmen: Die erst kurz nach der Mitte des 13. Jh.s angelegte Siedlung wurde bereits 1287 nach einer Brandkatastrophe verlegt, so daß sich hier anhand der erhaltenen Keller eine Stadt *in statu nascendi* archäologisch fassen läßt. In dieser ersten Phase begrenzten vier von Häusern umstandene, gepflasterte Straßen einen rechteckigen Marktplatz, zu dessen Grundausrüstung bereits ein Rat- oder Kaufhaus gehörte. Groß angelegte Vorbereitungen für weitere Besiedlungen, wie wir sie aus den Stadtvergrößerungen des späten 19. Jh.s kennen, hat es dort zunächst also nicht gegeben. Die Erschließung durch Straßen sollte in Freyenstein demnach erst erfolgen, wenn eine konkrete Bauabsicht vorlag. Wie schwierig angesichts der noch dünnen Befunddichte Verallgemeinerungen zu treffen sind, macht das von Joachim Müller (Brandenburg/Havel) vorgetragene Gegenmodell von Alt- und Neustadt in Brandenburg deutlich, wo in beiden Siedlungskernen auch dort ein Straßennetz angelegt worden war, wo noch keine Besiedlung existierte.

Die gleiche Vorsicht ist auch bei einer Bewertung der Grundstücksparzellierungen geboten. Die schon früh in der Forschung bekannte quellenmäßige Nennung einer einheitlichen

Parzellengröße in Freiburg von 50 x 100 Fuß hat anfangs zu Überlegungen geführt, es handle sich ähnlich wie in antiken Städten in Griechenland um eine egalisierende Maßnahme, um den Siedlern gleiche Startchancen zu garantieren. Die von Frank Löbbbecke (Freiburg) vorgetragenen Ergebnisse der Freiburger Stadtgrabungen veranschaulichen jedoch, daß sich dort nur in einigen Bereichen einheitliche Maße nachweisen lassen. Die zum Teil erheblichen Toleranzen in den Grundstücksbreiten lassen exakte Vermessungsarbeiten unwahrscheinlich erscheinen. Offensichtlich genügte das bloße Abschreiten, um die Umrisse eines Grundstücks grob zu markieren. Ohnehin wurde aus mehreren Beispielen verschiedener Städte deutlich, daß die Parzellierung und die damit verbundene Einteilung in Hofstätten nicht von Anfang an festgelegt sein mußten. Oftmals kam es erst unmittelbar vor der Bebauung zur Aufteilung des Grund und Bodens. Diese unspektakuläre Erkenntnis erlaubt wiederum Aussagen über die Gestaltabsichten der frühen »Stadtplaner«: In vielen Fällen scheint nicht eine bestimmte modulare Maßeinheit die Struktur der Stadt geprägt zu haben, sondern die von historischen und naturräumlichen Vorgaben abhängige Verfügbarkeit des Raumes.

Die Bebauung der Grundstücke mit Häusern stand nicht im Mittelpunkt der Tagung. Seit den großen Stadtgrabungen in Lübeck, Zürich, Basel und Freiburg i. Br. wissen wir, daß die Fläche anfangs nur locker mit Wohn- und Wirtschaftsgebäuden zwischen Gartenland bebaut war. Schon früh setzte in den rasch aufstrebenden Städten eine Verdichtung ein, die zur Teilung der Parzellen führte, bis fast die ganze Fläche zwischen den Straßen überbaut war. In Lübeck und Freiburg (Abb. 2) erstreckte sich dieser dramatische Wechsel in der Baustruktur über den kurzen Zeitraum von nicht einmal 80 Jahren. Jens Christian Holst (Hoisdorf) machte darauf aufmerksam, wie in der 2. Hälfte des 13. Jh.s die nun entstandene Stadtgestalt unter dem Einfluß des

lübischen Rechts konserviert wurde: Die Flucht der giebelständigen Häuser unmittelbar an der Straße wurde langfristig vorgeschrieben und der Zuschnitt der Parzellen beibehalten. Unter der baupolizeilichen Aufsicht des Rates blieb ein Stadtbild erhalten, das noch heute das Gesicht der Ostseestädte prägt.

Die Bamberger Tagung konnte nicht mit neuen Sensationen aufwarten. Sie stellte Humperts und Schenks euphorischer »Entdeckung der mittelalterlichen Stadtplanung« eine nüchterne, aber wohl realistischere Sicht entgegen. Es wäre nun eine wichtige Aufgabe, die vorgetragenen Einzelergebnisse in einer übergreifenden Darstellung zusammenzufassen. Die versprengten Schnitte durch Erdverfärbungen, die Dokumentationen von verborgenen Kellermauerzügen, das Auffinden von Nutzungsspuren, all diese unspektakulären Befunde werden unser Verständnis von dem Kulturphänomen Stadt präzisieren. Hatte man im 19. Jh. die Gründungsstädte als Ausdruck des freien Bürgertums interpretiert, so betonte man seit der Mitte des 20. Jh.s vielfach die Rolle des Stadtherrn beim Gründungsprozeß. Auch hinter der Betonung der Stadtgeometrie, wie sie Humpert und Schenk vorschwebt, schwingt noch die Vorstellung eines weitreichend gestaltenden Planers mit, der wie der absolutistische Fürst des späten 16. Jh.s der Stadt seinen ästhetischen Stempel aufdrückt. Diese Idealvorstellungen sind dank der archäologischen Befunde der Erkenntnis gewichen, daß die Städte des 12. und 13. Jh.s in erster Linie pragmatischen Gesichtspunkten ihre Gestalt verdanken; eine Gestalt, an der aus wirtschaftlichem Gewinnstreben heraus Stadtherr und Bürger gleichermaßen ihren Anteil hatten. Es wäre nun der Prozeß zu beschreiben, wie der Rat im Verlauf des 13. Jh.s zunehmend in den Stadtorganismus eingriff: Zunächst ordnend, indem er Normen setzte, die das Stadtbild betreffen. Dabei übernahm der Rat erstmals die Verfügungsgewalt über Grund und Boden des Stadtareals; ein Recht, welches zuvor nur dem Grundstücks-

eigentümer, also zunächst dem Stadtherrn und später dem Besitzer zukam. Nun rückte immer stärker das Stadtganze ins Blickfeld, dem sich das Einzelhaus unterzuordnen hatte. Schließlich wäre eine weitere Phase der Entwicklung aufzuzeigen, in der der Rat nicht nur ordnend reagierte, sondern planend handelte. Gemeint ist jener bisher nicht thematisierte grundlegende Wandel, den die Zentren der meisten deutschen Städte um 1300 und im Verlauf des 14. Jh.s erfahren haben, als das Rathaus zu einem repräsentativen Regierungsgebäude und der Markt zu einem politischen Forum umgestaltet wurde. In diesem Stadium

kann man mit vollem Recht von *Stadt-baukunst* sprechen.

Die Quellen zur Erforschung der frühen Stadt liegen heute im Boden oder im Archiv, und es ist sicherlich kein Zufall, daß die Kunstgeschichte mit dem Aufkommen der Stadtarchäologie in den frühen 1970er Jahren dieses alte Forschungsgebiet weitgehend aufgegeben hat. Die Arbeit der Archäologen endet meistens über der Erde. Vor der Folie der archäologischen Erkenntnisse sollte sich die Kunstgeschichte nun wieder verstärkt dieses lohnenden, aber verwaisten Themas der Stadtbaukunst annehmen.

Stephan Albrecht

ROLAND KANZ

Die Kunst des Capriccio. Kreativer Eigensinn in Renaissance und Barock.

München/Berlin, Deutscher Kunstverlag 2002. 419 S., Abb. ISBN 3-422-06392-7, 65,50 €

Es liegt in der Natur des Capriccio, daß ihm mit Begriffen und Verallgemeinerungen nur schwer beizukommen ist. Es scheint, als sei über weite Strecken seine Bestimmung eben die, der Freiheit und dem Unbestimmten in der Kunst Lizenz zu geben. Ursprünglich steht das Wort, Festlegungen entzogen, nicht nur für das Ungewisse in der Kunst, sondern findet sich besonders dort, wo diese an die Grenzen ihrer Konventionen stieß und der Künstler sich gegen Einengungen sträubte. Entgrenzung als tätiges Prinzip im Hergebrachten der zur Norm gewordenen Kunst – ist dies parallel zur Natur die Heuristik schöpferischen Tuns schlechthin? Wie fassen, was sich entzieht, dem Regulären mit Irregulärem begegnet, und das dann auch noch mit »fragwürdigem« System? Ist das nicht Sinn im Widersinn und *vice versa*? Diesen Versuch macht nun Roland Kanz in seiner Habilitationsschrift. Um es vorweg zu sagen, ein gelegentlich komplexer, Kapitel für Kapitel gelungener Versuch, aus den Quellen heraus ebenso umfassend wie

minuziös belegt und gut geschrieben. Es ist eine dem Capriccio, diesem verunsichernden Wechselbalg der Kunstgeschichte, angemessene und anregende Lektüre. Ort der Handlung ist die bildende Kunst, auch wenn Musik und Literatur an wichtigen Schnittstellen herangezogen werden.

»Haarsträubend« – dies ist eine der etymologischen Deutungen über »capo riccio«, »capra« die andere: »Bocksprünge« der Kunst. Was sich im Laufe der Wort- und Gebrauchsgeschichte damit wiederkehrend mehr verbinden läßt, das enthüllt sich dann nach jeweiligem Kontext schnell als ein Wechselspiel von Sicht- und Bewertungsweisen künstlerischer Produktion und ihrer Ergebnisse: Laune, Einfall, kühne, schaudern bis staunen machende Erfindung, Extravaganz und Experiment. Und das dem Inhalt und den Mitteln nach. Es geht letztlich um das Neue und Ungeübte in der Kunst als Prinzip und Phänomen, deren Herkunft und Legitimation im Geflecht von Vorstellung und Wirklichkeit,